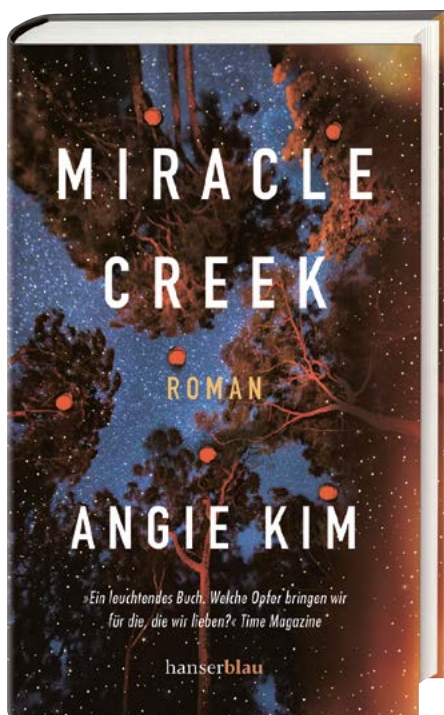


Leseprobe aus:
Angie Kim
Miracle Creek



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN

hanserblau

ANGIE KIM
**MIRACLE
CREEK**

Roman

Aus dem Englischen von
Marieke Heimbürger

hanserblau

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
Miracle Creek bei Farrar, Straus and Giroux in New York.

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-446-26630-8

Copyright © 2019 by Angela Suyeon Kim

Published by Arrangement with Angela Suyeon Kim

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© 2020 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: ZERO Werbeagentur, München nach einem Entwurf
von Farrar, Straus and Giroux/Na Kim

Foto: © Oliver Strewe/Getty Images

Satz: Gaby Michel, Hamburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Für Jim, aufewig

und

*für Um-ma und Ap-bah,
für eure vielen Opfer und
all eure Liebe*

HYPERBARE OXYGENIERUNG: Therapieform, bei der unter einem erhöhten Umgebungsdruck (der Luftdruck ist höher als der normale Atmosphärendruck) reiner Sauerstoff verabreicht wird. ... Die Behandlung findet in speziellen Druckkammern statt, in denen unter dreifachem Atmosphärendruck 100%iger, medizinisch reiner Sauerstoff eingeatmet wird ... Ein Risiko bei der hyperbaren Oxygenierung ist die Brand- und Explosionsgefahr ... Auch *hyperbare Sauerstofftherapie*, HBO, HBO-Therapie.

Mosby's Medical Dictionary, 9. Auflage (2013)

DER VORFALL

Miracle Creek, Virginia, USA
Dienstag, 26. August 2008

Mein Mann bat mich zu lügen. Keine große Lüge. Für ihn war es wahrscheinlich noch nicht einmal eine richtige Lüge, und für mich am Anfang auch nicht. Er bat mich nur um einen kleinen Gefallen. Die Polizei hatte gerade die Demonstrantinnen auf freien Fuß gesetzt, und er wollte, dass ich seinen Platz einnahm, während er hinausging und dafür sorgte, dass sie nicht wiederkamen. Ich sollte für ihn einspringen, so, wie Kollegen das eben tun, so, wie wir es im Lebensmittelladen auch immer getan hatten, während ich aß oder er rauchte. Doch als ich mich auf seinen Stuhl setzte, stieß ich gegen den Schreibtisch, und das Diplom darüber an der Wand verrutschte und hing plötzlich schief, fast als wollte es mich darauf hinweisen, dass das nicht normal war und es einen triftigen Grund dafür geben musste, dass mein Mann mir an diesem Abend zum ersten Mal die alleinige Verantwortung überlassen wollte.

Pak streckte den Arm über mich hinweg aus und rückte den Rahmen gerade, den Blick auf den englischen Diplomtext gerichtet: *Pak Yoo, Miracle Submarine LLC, Zertifizierter Techniker für Überdruckbehandlung*. Er wandte den Blick nicht von dem

Zertifikat ab, als würde er mit *ihm* sprechen, nicht mit mir, als er sagte: »Läuft alles. Die Patienten sind drin, die Kammer ist dicht, der Sauerstoff an. Du musst einfach nur hier sitzen.« Er sah mich an. »Das ist alles.«

Mein Blick wanderte zur Schalttafel, zu den mir fremden Knöpfen und Schaltern für die Kammer, die wir hellblau angestrichen und erst letzten Monat in dieser Scheune aufgestellt hatten. »Was, wenn die Patienten auf den Rufknopf drücken?«, sagte ich. »Dann sage ich, du kommst gleich wieder, aber –«

»Nein, sie dürfen nicht wissen, dass ich weg bin. Wenn irgendjemand fragt: Ich bin hier. Die ganze Zeit gewesen.«

»Aber wenn was schief läuft und –«

»Was sollte denn schief laufen?« Paks Kommandoton. »Ich bin gleich wieder da, und keiner wird den Rufknopf drücken. Es wird nichts passieren.« Er ging Richtung Ausgang, als sei das Thema damit erledigt. An der Tür sah er sich noch einmal nach mir um. »Es wird nichts passieren«, wiederholte er etwas sanfter. Es klang wie eine Bitte.

Kaum fiel die Scheunentür zu, wollte ich schreien, dass er verrückt war, zu glauben, dass an diesem Tag nichts schief laufen würde, ausgerechnet an diesem Tag, an dem schon so viel schiefgelaufen war – die Demonstrantinnen, ihr Sabotageplan, der Stromausfall deswegen, die Polizei. Glaubte er, es sei schon genug passiert heute, und dass darum nicht noch mehr passieren konnte? Aber so läuft das Leben nicht. Eine Tragödie macht einen nicht immun gegen weitere Tragödien, und Schicksalsschläge werden nicht gerecht hier und da verteilt – mit Unglück wird klumpenweise, gebündelt nach einem geworfen, unkontrollierbar und chaotisch. Wie konnte er das nicht wissen, nach allem, was wir durchgemacht hatten?

Von 20:02 Uhr bis 20:14 Uhr saß ich da, sagte nichts und tat nichts, wie er mich gebeten hatte. Mein Gesicht feucht von Schweiß, dachte ich an die sechs Patienten, die wegen des

Stromausfalls ohne Klimaanlage in der Druckkammer saßen (das Notstromaggregat versorgte nur das Überdrucksystem, die Sauerstoffzufuhr und die Gegensprechanlage), und dankte Gott für den tragbaren DVD-Player, der die Kinder da drin bei Laune hielt. Ich ermahnte mich, meinem Mann zu vertrauen, und wartete. Ich sah auf die Uhr, zur Tür, wieder auf die Uhr und betete, er möge wiederkommen (er *musste* einfach!), bevor *Barney* vorbei war und die Patienten nach einer neuen DVD verlangten. Just, als das Schlusslied erklang, klingelte mein Telefon. Pak.

»Sie sind hier«, flüsterte er. »Ich muss bleiben und aufpassen, dass sie nicht wieder was anstellen. Du musst den Sauerstoff abdrehen, wenn die Zeit um ist. Siehst du den Drehregler für das Ventil?«

»Ja, aber –«

»Den musst du gegen den Uhrzeigersinn drehen, immer weiter, bis zum Anschlag. Stell dir den Wecker, damit du es nicht vergisst. Für 20:20 Uhr auf der Wanduhr.« Er legte auf.

Ich berührte den Regler aus verblasstem Messing, auf dem SAUERSTOFF stand, er hatte genau dieselbe Farbe wie der quietschende Wasserhahn in unserer alten Wohnung in Seoul. Ich war überrascht, wie kühl er sich anfühlte. Ich synchronisierte meine Armbanduhr mit der Wanduhr, stellte die Weckzeit auf 20:20 Uhr und legte die Fingerspitze auf den winzigen Knopf, um den Alarm zu aktivieren. Gerade, als ich draufdrücken wollte, gaben die Batterien im DVD-Player den Geist auf, und ich ließ erschrocken die Hände sinken.

Über diese Sekunden denke ich sehr viel nach. Die Toten, die Lähmung, der Prozess – hätte all das vermieden werden können, wenn ich den kleinen Knopf noch gedrückt hätte? Ich weiß, es ist merkwürdig, in Gedanken immer wieder zu diesem kleinen Moment zurückzukehren, nachdem ich mir doch am selben Abend viel größere, viel unverzeihlichere Fehler geleis-

tet hatte. Vielleicht ist es gerade die Winzigkeit, die scheinbare Belanglosigkeit, die diesem Lapsus Macht verleiht und die Spekulationen befeuert: Was, wenn ich mich nicht von dem DVD-Player hätte ablenken lassen? Was, wenn ich eine Mikrosekunde schneller gewesen wäre und den Alarm aktiviert hätte, *bevor* die DVD mitten im Schlusslied erstarb? *I love you, you love me, we're a hap-py fam-i-*

Totale Leere, totale Stille, dicht und drückend – erdrückend, von allen Seiten. Als endlich wieder ein Geräusch erklang – jemand klopfte von innen gegen das Bullauge der Druckkammer –, war ich fast erleichtert. Doch das Klopfen verstärkte sich, es wurde zu einem Hämmern, immer dreimal hintereinander, als würde es *Lass mich raus!* rufen, bis es schließlich ein einziges Dröhnen war und mir klar wurde: Das musste TJs Kopf sein, der gegen die Wand schlug. TJ, der autistische Junge, der den lila Dinosaurier Barney über alles liebte, der bei unserer ersten Begegnung auf mich zugerannt kam und mich fest in den Arm nahm. Seine Mutter war verblüfft gewesen, sie sagte, sonst nimmt er nie jemanden in den Arm (er hasst Körperkontakt), aber vielleicht lag es ja an meinem T-Shirt, das war nämlich genauso lila wie Barney. Seitdem habe ich das T-Shirt jeden Tag getragen. Jeden Abend wasche ich es mit der Hand und ziehe es für seine Behandlung an, und er nimmt mich jeden Tag in den Arm. Alle finden das wahnsinnig nett von mir, aber in Wirklichkeit tue ich das für mich, weil ich mich so danach sehne, wie er die Arme um mich schlingt und mich an sich drückt – genau wie meine Tochter früher, bevor sie meine Umarmungen nicht mehr erwiderte und sich schnell herauswand. Ich küsse ihn so gerne auf den Kopf, seine roten Haare kitzeln meine Lippen. Und jetzt schlägt der Junge, dessen Umarmungen ich so liebe, seinen Kopf gegen eine Stahlwand.

Er war nicht verrückt. Seine Mutter hatte erklärt, TJ leide aufgrund einer Darmentzündung unter chronischen Schmer-

zen, aber er kann nicht sprechen, und wenn es ihm zu viel wird, tut er das Einzige, das ihm irgendeine Erleichterung verschafft: Er schlägt den Kopf gegen die Wand, er verursacht sich selbst neuen, größeren Schmerz, um den alten zu vertreiben. Das ist, wie wenn einen etwas fürchterlich juckt und man so heftig kratzt, dass es anfängt zu bluten, wie gut sich dieser Schmerz anfühlt, nur mal hundert. Einmal, erzählte sie mir, hat TJ mit dem Gesicht eine Fensterscheibe durchschlagen. Die Vorstellung, dass dieser Achtjährige so große Schmerzen hatte, dass er seinen Kopf gegen Stahl schlagen musste, quälte mich.

Und dann dieses für den Schmerz stehende Geräusch – das Schlagen, das Dröhnen, immer wieder. Beharrlich. Zäh. Drängelnd. Jeder Schlag löste Vibrationen aus, die hin und her schwangen und körperlich wurden, Form und Masse annahmen. Es durchdrang mich. Ich spürte es auf meiner Haut scheuern, in meinem Innern rütteln, ich spürte, wie es von meinem Herzen verlangte, sich seinem Rhythmus anzupassen, schneller, immer schneller.

Ich musste dafür sorgen, dass es aufhörte. Das ist meine Entschuldigung. Dafür, dass ich aus der Scheune rannte und sechs Menschen zurückließ, gefangen in einer luftdichten Kammer. Ich wollte den Druck in der Kammer reduzieren, wollte sie öffnen, TJ da rausholen, aber ich wusste nicht, wie. Und über die Gegensprechanlage hatte TJs Mutter mich (beziehungsweise Pak) gebeten, die Sitzung nicht abzubrechen, sie würde ihn schon wieder beruhigen, aber bitte, um Himmels willen, bitte legen Sie neue Batterien ein, damit die Barney-DVD weiterläuft, jetzt gleich! Irgendwo im Haus, keine zwanzig Sekunden im Laufschrift entfernt, hatten wir Batterien, und ich sollte den Sauerstoff erst in fünf Minuten abdrehen. Also ging ich. Ich hielt mir die Hand vor den Mund, senkte die Stimme und sprach mit einem Akzent, der dem von Pak ähneln sollte: »Wir holen Batterien. Sie warten.« Dann lief ich hinaus.

Unsere Haustür stand einen Spalt offen, und ich schöpfte kurz Hoffnung, dass Mary vielleicht da war und aufräumte, wie ich es ihr aufgetragen hatte, und dass heute doch noch etwas gut gehen würde. Doch als ich reinkam, war niemand zu Hause. Ich war allein, hatte keine Ahnung, wo die Batterien aufbewahrt wurden, und niemanden, der mir half. Damit hatte ich ja die ganze Zeit gerechnet, aber die eine Sekunde der Hoffnung hatte meine Erwartungen in die Höhe schießen lassen – und jetzt stürzten sie ab und zerschellten. Ruhig bleiben, sagte ich mir, und fing an, in dem grauen Stahlschrank zu suchen, in dem wir alles Mögliche aufbewahrten. Mäntel. Betriebsanleitungen. Verlängerungskabel. Keine Batterien. Als ich die Tür zuschlug, wackelte der Schrank, das dünne Metall wobbelte und dröhnte wie ein Echo von TJs Schlägen. Ich sah seinen Kopf vor mir, wie er immer wieder gegen Stahl schlug und aufplatzte wie eine reife Wassermelone.

Ich schüttelte den Kopf, um den Gedanken loszuwerden. »Meh-hee-yah.« Ich rief Marys koreanischen Namen, den sie nicht leiden konnte. Keine Antwort. Ich hatte nichts anderes erwartet, trotzdem machte es mich wütend. Ich rief noch einmal »Meh-hee-yah«, lauter, zog die Silben in die Länge, ließ sie in meiner Kehle knirschen, denn ich brauchte den Schmerz, um das in meinen Ohren klingende Phantomecho von TJs Schlägen loszuwerden.

Ich suchte weiter, im ganzen Haus, Kiste für Kiste. Mit jeder Sekunde, in der ich keine Batterien fand, wurde ich frustrierter, und ich dachte an unseren Streit an dem Morgen, als ich Mary sagte, sie solle mehr im Haushalt helfen – sie war siebzehn! –, und sie wortlos das Haus verließ. Ich dachte an Pak, der sie, wie immer, in Schutz nahm. (»Wir haben doch nicht alles in Korea aufgegeben und sind nach Amerika gekommen, damit sie hier kocht und sauber macht«, sagte er immer. »Nein, dafür haben wir ja mich«, will ich jedes Mal sagen. Aber ich tu's nie.) Ich

dachte daran, wie Mary die Augen verdrehte, Kopfhörer auf den Ohren, und tat, als würde sie mich nicht hören. Ich dachte an alles, was meinen Ärger weiter nähren konnte, was mich im Kopf beschäftigt halten und das Dröhnen der Schläge ausblenden konnte. Mein Zorn auf meine Tochter war etwas Vertrautes, Behagliches, wie eine alte Wolldecke. Er dämpfte meine Panik, bis sie nur noch eine diffuse Angst war.

Ich nahm den Karton, der in Marys Schlafecke stand, riss die ineinander gesteckten Deckelklappen auf und kippte den kompletten Inhalt aus. Typischer Teenager-Kram: abgerissene Kinokarten für Filme, die ich nie gesehen hatte, Fotos von Freunden, die ich nicht kannte, ein Stapel Notizzettel, auf den oben hatte jemand *Ich hab auf dich gewartet. Vielleicht morgen?* gekritzelt.

Ich wollte schreien. Wo waren die Batterien? (Und irgendwo in meinem Hinterkopf: Wer hatte das geschrieben? Ein Junge? Warum hatte er auf sie gewartet? Wofür?) Da klingelte mein Telefon – Pak schon wieder –, und ich sah, dass es 20:22 Uhr war, und da fiel es mir ein. Der Alarm. Der Sauerstoff.

Als ich abnahm, wollte ich ihm erklären, dass ich den Sauerstoff noch nicht abgedreht hatte, es aber jetzt gleich tun würde, das sei doch kein Problem, er hätte ja auch schon mal über eine Stunde Sauerstoff zugeführt, oder nicht? Aber meine Worte kamen irgendwie anders raus. Als würde ich sie erbrechen – in einem einzigen heftigen, unkontrollierbaren Strom. »Mary ist nicht da«, sagte ich. »Wir machen das hier alles für sie, und sie ist nie da, und ich brauche sie, sie muss mir helfen, Batterien für TJs DVD-Player zu suchen, bevor TJ sich den Kopf aufschlägt.«

»Du denkst immer so schlecht von ihr, dabei ist sie doch hier, bei mir, und hilft«, sagte er. »Und Batterien sind unter der Spüle in der Küche, aber lass bitte die Patienten nicht allein. Ich schicke Mary rüber, sie soll sie holen. Na, los, Mary, schnell.

Bring mal ein paar von den großen D-Batterien in die Scheune.
Ich bin auch gleich –«

Ich legte auf. Manchmal ist es besser, nichts zu sagen.

Ich lief zur Küchenspüle. Die Batterien waren dort, genau, wie er gesagt hatte, in einer Tüte, in der ich Müll vermutet hatte, unter mit Erde und Ruß verdreckten Arbeitshandschuhen. Gestern waren sie doch noch sauber gewesen. Was hatte Pak damit gemacht?

Ich schüttelte den Kopf. Die Batterien. Ich musste so schnell wie möglich zurück zu TJ.

Als ich hinauslief, war die Luft schwanger von einem mir unbekanntem Geruch – wie verkohltes nasses Holz –, der mir scharf in die Nase stieg. Es dämmerte, aber in einiger Entfernung erkannte ich Pak, der auf die Scheune zurannte.

Mary lief ihm voraus, sie spurtete. Ich rief: »Langsam, Mary, langsam. Ich hab die Batterien gefunden«, doch sie rannte weiter, nicht auf das Haus zu, sondern zur Scheune. »Bleib stehen, Mary«, sagte ich, aber sie blieb nicht stehen. Sie lief an der Scheurentür vorbei zum hinteren Ende des Gebäudes. Ich wusste nicht, warum, aber es machte mir Angst, dass sie hier war, und ich rief sie noch einmal, dieses Mal mit ihrem koreanischen Namen und etwas sanfter. »Mie-hie-jah«, und ich lief zu ihr. Sie drehte sich um. Ich sah ihr Gesicht und blieb stehen. Es leuchtete so seltsam. Orangefarbenes Licht bedeckte ihre Haut und schimmerte, als stünde sie direkt vor einem Sonnenuntergang. Ich wollte ihr Gesicht berühren und ihr sagen, dass sie schön ist.

Ich hörte ein Geräusch aus ihrer Richtung. Es klang wie ein Prasseln, nur leiser und gedämpft, vielleicht wie ein Schwarm Gänse, wenn er abhebt, wenn Hunderte von Flügeln gleichzeitig himmelwärts schlagen. Ich meinte, die Vögel zu sehen, einen grauen Vorhang, der im Wind wehte und sich immer höher in den violetten Himmel erhob, doch als ich blinzelte, war

der Himmel leer. Ich lief dem Geräusch entgegen, und da sah ich es, ich sah, was sie schon vor mir gesehen hatte, worauf sie zugerannt war.

Flammen.

Rauch.

Die hintere Wand der Scheune – sie brannte.

Ich weiß nicht, warum ich nicht losgerannt bin oder geschrien habe, und Mary auch nicht. Ich wollte. Aber ich konnte nur langsam gehen, vorsichtig, einen Fuß vor den anderen setzen, den Blick starr auf die Flammen in Orange und Rot gerichtet, die flatterten, sprangen und die Plätze tauschten wie Tanzpartner beim Steppen.

Dann der Knall. Meine Knie gaben unter mir nach, und ich fiel hin. Aber meine Tochter ließ ich keine Sekunde aus den Augen. Jeden Abend, wenn ich das Licht ausmache und die Augen schließe, sehe ich sie, meine Meh-hee, in diesem Augenblick. Wie eine Stoffpuppe fliegt ihr Körper in hohem Bogen durch die Luft. Anmutig. Zart. Kurz bevor sie dumpf auf dem Boden aufschlägt, sehe ich, wie ihr Pferdeschwanz wippt. So wie früher, als sie klein war, beim Seilspringen.

EIN JAHR SPÄTER

DER PROZESS: TAG EINS

Montag, 17. August 2009

YOUNG YOO

Sie kam sich vor wie eine Braut, als sie den Gerichtssaal betrat. Ihre Hochzeit war das letzte – und bisher einzige – Mal gewesen, dass ein ganzer Raum voller Menschen verstummt war und sich nach ihr umgedreht hatte, als sie hereinkam. Wenn hier nicht so viele unterschiedliche Haarfarben versammelt und die geflüsterten Kommentare, während sie den Mittelgang hinunterschritt, nicht auf Englisch gewesen wären – »Sieh mal, die Besitzer«, »Die Tochter lag monatelang im Koma, die Ärmste«, »Er ist gelähmt, wie schrecklich« –, hätte sie glatt meinen können, noch in Korea zu sein.

Der kleine Gerichtssaal sah sogar aus wie eine alte Kirche, mit knarrenden Holzbänken beiderseits des Mittelgangs. Sie ging mit gesenktem Kopf, wie bei ihrer Hochzeit vor zwanzig Jahren. Normalerweise stand sie nie im Mittelpunkt des Interesses, es fühlte sich falsch an. Bescheidenheit, Anpassungsbereitschaft, Unsichtbarkeit: Diese Eigenschaften machten eine gute Ehefrau aus, nicht Auffälligkeit und Allbekanntheit. Trugen Bräute nicht genau deshalb Schleier? Um sie vor aufdringlichen Blicken zu schützen, um die Röte ihrer Wangen zu dämpfen? Sie sah zu beiden Seiten. Rechts, hinter der Staats-

anwaltschaft, entdeckte sie ein paar bekannte Gesichter, es waren die Angehörigen ihrer Patienten.

Nur ein einziges Mal waren die Patienten zuvor alle zusammengekommen: letztes Jahr im Juli, als sie vor der Scheune eine Einführung erhielten. Youngs Mann hatte die Türen geöffnet, um ihnen die frisch blau gestrichene Druckkammer zu zeigen. »Das«, sagte Pak und sah dabei sehr stolz aus, »ist unser *Miracle Submarine* – das U-Boot der Wunder. Reiner Sauerstoff. Überdruck. Heilung. Gemeinsam.« Alles klatschte. Mütter weinten. Und jetzt saßen dieselben Leute hier, mit düsteren Mienen, in denen keine Hoffnung auf Wunder mehr stand, sondern die Neugier von Menschen, die an der Supermarktkasse nach den Boulevardblättern griffen. Und Mitleid – ob mit ihr oder mit sich selbst, wusste sie nicht. Sie hatte Wut erwartet, aber die Patienten lächelten, als Young vorbeiging, und sie musste sich in Erinnerung rufen, dass sie eins der Opfer war. Sie war nicht die Angeklagte, ihr wurde nicht zur Last gelegt, für die Explosion verantwortlich zu sein, bei der zwei Patienten ums Leben kamen. Sie sagte sich das, was Pak ihr jeden Tag sagte: Dass sie beide an jenem Abend nicht in der Scheune gewesen waren, war nicht der Grund für das Feuer, und er hätte die Explosion auch nicht verhindern können, wenn er bei den Patienten geblieben wäre. Young versuchte, das Lächeln dieser Menschen zu erwidern. Ihre Unterstützung tat gut. Und war wichtig, das wusste Young. Aber diese Unterstützung fühlte sich unverdient an, falsch, wie ein Preis, den sie durch Mogeln gewonnen hatte, und darum gab sie Young keinen Auftrieb, sondern belastete sie zusätzlich, weil sie befürchtete, Gott würde die Ungerechtigkeit sehen und korrigieren, sie in irgendeiner Weise für ihre Lügen bezahlen lassen.

Als Young das Holzgeländer erreichte, kämpfte sie gegen den Impuls an, drüber zu springen und am Tisch der Verteidigung Platz zu nehmen. Sie setzte sich zu ihrer Familie hinter

der Staatsanwaltschaft, neben Matt und Teresa, zwei der sechs Personen, die an jenem Abend im *Miracle Submarine* feststeckten. Sie hatte die beiden lange nicht gesehen, seit dem Krankenhaus nicht. Aber keiner grüßte. Alle sahen zu Boden. Sie waren die Opfer.

*

Das Gericht befand sich in Pineburg, der Nachbarstadt von Miracle Creek. Die Namen beider Städte waren kurios – genau das Gegenteil dessen, was man erwartet hätte. Miracle Creek sah nicht aus wie ein Ort, an dem sich je Wunder zutragen, außer vielleicht jenes, dass Menschen hier jahrelang lebten, ohne vor Langeweile durchzudrehen. Aber das Wunder im Namen und die damit verbundenen Marketingmöglichkeiten (sowie billiges Land) hatten Pak und sie überzeugt, sich dort niederzulassen, obwohl sonst keine Asiaten – wahrscheinlich überhaupt keine Einwanderer – dort lebten. Es war nur eine Autostunde von Washington entfernt, von dicht konzentrierter Modernität wie dem Dulles Airport, fühlte sich aber so isoliert an wie ein Dorf weitab jeglicher Zivilisation, wie eine ganz eigene Welt. Unbefestigte Straßen statt betonierter Gehsteige. Kühe statt Autos. Heruntergekommene Holzscheunen statt Hochhäuser aus Stahl und Glas. Es war, als würde man in einen alten Schwarz-Weiß-Film stolpern. Miracle Creek wirkte wie einmal benutzt und weggeworfen; als Young es zum ersten Mal sah, hatte sie Lust, jedes Fitzelchen Abfall aus ihren Taschen zu kramen und so weit zu schmeißen, wie sie nur konnte.

Pineburg dagegen nahm sich seinem schlichten Namen und seiner Nähe zu Miracle Creek zum Trotz sehr reizvoll aus, die schmalen Kopfsteinpflasterstraßen wurden von Läden in bunt gestrichenen Holzhäusern gesäumt. Der Anblick der Geschäfte auf der Main Street erinnerte Young an ihren Lieblings-

markt in Seoul und seine legendären Auslagen – spinatgrün, paprikarot, beterot, persimoneorange. Das hörte sich ziemlich grell an, doch das Gegenteil war der Fall – als würde das Nebeneinander der Knallfarben ihren jeweiligen Effekt dämpfen und so eine elegante, angenehme Wirkung entstehen.

Das Gerichtsgebäude lag am Fuß einer Anhöhe, zu beiden Seiten flankiert von Weinstöcken, die in geraden Linien den Hügel hinauf gepflanzt waren. Diese geometrische Präzision strahlte eine gewisse Ruhe aus, und es wirkte angemessen, dass ein Gebäude, in dem Recht gesprochen wurde, inmitten ordentlicher Reihen von Wein stand.

Als Young an diesem Morgen das Gerichtsgebäude mit den hohen weißen Säulen betrachtete, war ihr durch den Kopf gegangen, dass sie dem Amerika, das sie sich früher vorgestellt hatte, noch nie so nah gewesen war. Als Pak seinerzeit in Korea beschlossen hatte, dass sie zusammen mit Mary nach Baltimore ziehen sollte, war Young in verschiedene Buchhandlungen gegangen und hatte sich Bilder von Amerika angesehen – das Kapitol, die Wolkenkratzer von Manhattan, der Inner Harbor. Seit fünf Jahren war sie nun schon in den USA, und sie hatte keinen dieser Orte mit eigenen Augen gesehen. Die ersten vier Jahre hatte sie in einem Lebensmittelgeschäft zwei Meilen vom Inner Harbor entfernt gearbeitet, in einem Viertel, das die Leute »Ghetto« nannten, mit verrammelten Häusern und Glasscherben überall auf der Straße. Eine winzige Höhle aus Panzerglas: Das war ihr Amerika gewesen.

Schon seltsam, wie dringend sie dieser schäbigen Welt entkommen wollte – und wie sehr sie ihr jetzt fehlte. Miracle Creek war eine Insel, die Einwohner lebten schon sehr lange dort (seit Generationen, hieß es). Young dachte, sie bräuchten bloß etwas länger, um aufzutauen, und konzentrierte sich darauf, mit einer besonders nett wirkenden Nachbarsfamilie Freundschaft zu schließen. Im Laufe der Zeit begriff Young aber, dass die

Familie nicht nett war, sondern auf höfliche Weise unfreundlich. Young kannte die Sorte. Ihre eigene Mutter hatte zu dieser Art Mensch gehört, die ihre Unfreundlichkeit mit guten Manieren kaschierte, wie manche Leute mit Parfum versuchten, ihren Körpergeruch zu überdecken – je schlimmer der war, desto mehr künstlichen Duft benutzten sie. Ihre steife, übertriebene Höflichkeit – die permanent zu einem Lächeln zusammengekniffenen Lippen der Frau, das zuvorkommende *Ma'am* am Anfang oder am Ende *jedes* Satzes des Mannes – sorgte für Distanz und unterstrich Youngs Position als Zugereiste. Ihre Stammkunden in Baltimore waren streitsüchtig gewesen, hatten geflucht und sich immer über irgendetwas beschwert – mal über die viel zu hohen Preise, mal über die zu warmen Getränke, mal über die zu dünnen Aufschnittscheiben –, aber ihre Ruppigkeit hatte etwas sehr Ehrliches an sich gehabt, ihr Gezeter eine angenehme Vertrautheit. So wie sich zankende Geschwister. Geradeheraus. Unverstellt.

Als Pak dann letztes Jahr auch nach Amerika kam, wollten sie gerne nach Annandale ziehen, die »Koreatown« im Großraum Washington, von Miracle Creek aus mit dem Auto gut zu erreichen. Das Feuer hatte alle diese Pläne durchkreuzt, sie befanden sich immer noch in ihrer »vorübergehenden« Bleibe. Eine heruntergekommene Hütte in einer heruntergekommenen Kleinstadt, die so gar nichts mit den Bildern in den Büchern zu tun hatte. Bis heute war das schickste Gebäude, das Young auf amerikanischem Boden betreten hatte, das Krankenhaus gewesen, in dem Pak und Mary nach der Explosion mehrere Monate verbrachten.

*